

## Turmbau zu Berlin. Der Gegenstand

In der Mitte Berlins stehen hohe Türme. Sie sind das Zuhause vieler, vieler Menschen. Erbaut wurden sie in einer absonderlichen Situation: Über Jahrzehnte entzweite eine Mauer das Herz der Hauptstadt Deutschlands und schuf damit einen Ost- und einen Westteil und in der Mitte ein zentrales Nirgendwo. Diese steinerne Wand war die Grenze zweier politischer Systeme, eine Trennlinie zwischen Widersachern. Der Beantwortung der Wohnungsfrage kam eine grundlegende Rolle zu: Es galt zu demonstrieren, welches Gesellschaftsmodell es nach dem Zweiten Weltkrieg besser vermochte, sein Volk mit Wohnraum zu versorgen.<sup>39</sup> Die Behauptung ihrer Überlegenheit zementierten beide Parteien in ehrgeizigen Bauvorhaben, mit denen man die Gegenseite in den Schatten zu stellen trachtete.

Von weit her sichtbar standen sich die hohen Häuser mitten am Rand gegenüber, nur einen Steinwurf von einander entfernt und doch in getrennten Welten. Beiderseits entwarfen berühmte Baumeister: Auf der Ostseite Joachim Näther, Chefarchitekt von Ost-Berlin mit Werner Strassenmeier;<sup>40</sup> im Westen Hans Scharoun, früherer Stadtbaurat von West-Berlin, mit Werner Düttmann, einem früheren Senatsbaudirektor.<sup>41</sup> Beiderseits baute man in die Höhe

39 Vgl. Häußermann, H. & Kapphan, A. (2000): 57ff.; Müller, U. (2015): 17.

40 Vgl. Datenbank Bundesstiftung Aufarbeitung in Kooperation mit dem Ch. Links Verlag.

41 Vgl. Website des Brücke Museums: Werner Düttmann. Berlin. Bau. Werk.

und alsbald erhoben sich hohe Häuser über die Kriegstrümmer der Mietskasernenstadt – eine gewaltige Masse Stahl und Beton, ein komplexes Netzwerk von Versorgungsleitungen für Wasser, Luft und Energie – eine technische Hochleistung. War diese Bauweise das Ergebnis eines gemeinschaftlichen Willens der Menschen auf eben diese Weise zusammenzuleben oder der Ausdruck eines gesellschaftlichen Bedarfs, eines Zwangs gar? So sehr die Ideen der zwei Systeme sich widerstrebten, stimmten sie zeitweilig doch darin überein, wie man sich das Wohnen der Zukunft vorstellte. Die Notwendigkeit der Rationalisierung des Bauens für den gesellschaftlichen Fortschritt drückte sich in Ost und West auf ähnliche Weise aus.<sup>42</sup> Die Idee, Wohnhäuser in die Höhe zu bauen, war wirtschaftlich nicht rentabel. Doch war sie politisch gewollt, um nach außen und innen die Prosperität des Staates zu demonstrieren.<sup>43</sup> Stadtentwicklung war den Gesellschaftssystemen das Mittel, ihrem Volk die eigene Fortschrittlichkeit unter Beweis zu stellen.<sup>44</sup> In der gleichförmigen Gestaltung der Großwohnstrukturen drückte sich eine in Beton gegossene Gleichheit des Wohnens aus. Doch die dahinterstehenden ideologischen Vorstellungen vom gesellschaftlichen Stellenwert individueller Freiheit standen einander entgegen.<sup>45</sup>

42 Vgl. Sonne, W. (2017): 15f.; Hannemann, C. (2005): 47.

43 Vgl. Bodenschatz, H. (2000): 120.

44 Vgl. Weilemann, D. (2015): 86.

45 „Sehr viel stärker als in der Bundesrepublik waren die gesellschaftlichen Bedingungen der DDR [...] mit dem politischen System verknüpft. [...] Im täglichen Leben kam es [...] immer wieder zu Situationen, in denen man sich zum Nachsprechen von politisch-ideologischen (Leer-)Formeln gezwungen sah, da andernfalls kein sozialer Aufstieg, kein Erreichen von einigermaßen befriedigenden Berufspositionen möglich war. [...] Neben diesem Verhalten einer breiten Mehrheit gab es aber auch das aktive Mitmachen einer Minderheit überzeugter Parteigänger wie es ebenso die Verweigerung und den Widerstand Einzelner beziehungsweise einzelner Gruppen gegeben hat, wobei Letztere meist den unterschiedlichsten Repressionen ausgesetzt waren und dies mit persönlichen und individuellen Nachteilen zu bezahlen hatten.“ Heydemann, G. (2002): 43f.

Von Beginn an entwickelten sich die Hochhäuser zu den beiden Seiten sehr unterschiedlich: Auf der einen schaute man zu ihnen hinauf<sup>46</sup> – dort wurden sie zum Wohnsitz einer Elite; auf der anderen blickte man bald auf sie herab, hier sah man in ihnen vor allem Behausungen für die Masse. Hohe Häuser vermögen Menschen gleichermaßen aus der Menge hervorzuheben, als sie auch in ihr unterzugehen zu lassen. Das Leben im Hochhaus ist anonym – so lautet ein gängiges Vorurteil, das an hohe Häuser herangetragen wird.<sup>47</sup> Eine Betrachtung von außen legt dies nahe: Aufrecht in Reih und Glied stehen sie da, ein strenges Raster ordnet die Fassadenfront – eine ‚Diktatur‘ durchgehender Linien. Die Wohnungen dahinter wiederholen sich mit den Wänden: Hauswände, Außenwände, Innenwände, tragende Wände, Trennwände, Zwischenwände, dutzende Male. Führt gebaute Gleichheit zu einer Verringerung zwischenmenschlicher Distanzen, sodass die Menschen sich im Wohnen in ihren Unterschieden näherkommen? Wohnhochhäuser verstecken die Verschiedenheit der Menschen, ließe sich meinen. Doch ruht der Blick auf den Außenwänden, fallen feine Unterschiede auf.<sup>48</sup> Das Menschliche (ver-)steckt im Detail. Jede Wohnung ist anders. Die Menschen richten sich ein. Unter dem Dache ihrer Wohnung sammeln sie sich, um von dort ausgehend mit der Welt in Beziehungen zu treten. In hohen Häusern verdichtet sich in besonderem Maße das Neben-, Über-, Unter-, Gegen-, Mit- und Durcheinander des Wohnens. Unterschiedliche Vorstellungen der Menschen von sich in Raum, Zeit, Geschichte, Gemeinschaft und Gesellschaft lassen sich dort besonders eindrücklich beobachten.

Mit der Wiedervereinigung Ost- und Westdeutschlands rückten die innerstädtischen Randlagen Berlins über Nacht in den Mittelpunkt der Stadtentwicklung. Seither wird das Stadtbild dort durch Neubau, Umbau und Abriss bestimmt. Ein Umbruch auch in der

46 „Das Wohnen in den innerstädtischen Neubaugebieten im Ostteil war ein absolutes Privileg.“ Häußermann, H. & Kapphann, A. (2000): 88.

47 Vgl. Koch, M. (2012): 7f.; Bührig, S. (2017).

48 Eine Anspielung auf Pierre Bourdieus Werk *Die feinen Unterschiede*, das an späterer Stelle noch Erwähnung finden soll. Bourdieu, P. (1987).

Zusammensetzung der Bevölkerung, die dort zu Hause ist. In den wachsenden Großstädten ist das Wohnen teurer geworden und wird es weiterhin.<sup>49</sup> Zeitgenössische Lebens- und Arbeitsmodelle setzen verstärkt kurze Wege im Alltag voraus. Eine vielfältige Mischung an Nutzungen und Menschen gilt vielen als Wunschbild städtischen Zusammenlebens – Verhältnisse, wie sie vor allem in Innenstadtquartieren zu finden sind, beziehungsweise vermutet werden. Vielerorts kommt es zur Verdrängung einkommensschwächerer Bevölkerung durch Wohlhabendere.<sup>50</sup> Steigende Wohnkosten sind in Zeiten großer Nachfrage eine zwangsläufige Entwicklung in der Stadt – so heißt es. Genauer betrachtet jedoch ist es eine Kombination aus wachsenden Bevölkerungszahlen bei geringer Bautätigkeit, dem Abbau des sozialen Wohnungsbaubestandes, zunehmendem Flächenverbrauch pro Kopf und steigender Investitionstätigkeit in Luxusimmobilien, die das Übrige tut, um in den Zentren wachsender Städte das Verhältnis stark zu den Ungunsten Wohnungssuchender mit geringem Einkommen zu verschieben.<sup>51</sup> In den Konflikten darüber, wer in welchen Stadträumen leben darf, geht es im Kern immer um das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Vorstellungen von einem guten Leben. Dabei ist sich zumeist ein jeder Mensch selbst der Nächste.

Vor allem in bisher preiswerteren Stadtteilen, die in der öffentlichen Wahrnehmung für Armut und Probleme standen, kam es im Verlauf weniger Jahre zu Mietsteigerungen um das Doppelte und mehr.<sup>52</sup> Zunächst wurden die Bestände gründerzeitlicher Altbauten

49 Vgl. Holm, A. (2014).

50 „Es zeigt sich eine Zweiteilung am Wohnungsmarkt“, kommentiert Reiner Wild, Chef des Berliner Mietervereins die Zahlen. Während sich zugezogene Mieter mit hoher Kaufkraft flexibel auf dem Berliner Wohnungsmarkt versorgen könnten, komme die Wohnkostenbelastung der einkommensschwächeren Haushalte an ihre Grenzen. Der Berliner Mieterverein befürchtet nun, dass auch die noch immer relativ günstigen Ausweichquartiere in den Randbezirken nicht mehr lange als Alternative erhalten würden, da auch dort die Mieten insgesamt steigen.“ Berliner Morgenpost vom 02.02.2016: Berliner Mieten seit 2009 – Wo sich die Preise verdoppelt haben.

51 Vgl. Breckner, I. (2010): 29ff.; Siebel, W. (2010): 8f.

52 Vgl. Holm, A. (2014): 15ff.

auf dem Immobilienmarkt Gegenstand von Wertsteigerungsstrategien. Eindrücklich lässt sich diese Entwicklung in Berlin nachvollziehen: In einer größer werdenden Kreisbewegung gerieten die „Mietskasernen“ der ehemaligen Arbeiterquartiere in den Fokus – denn dort klappte die Lücke zwischen alten Mietpreisen und den Erwartungen an durch Steigerungen mögliche Erträge am weitesten auseinander.<sup>53</sup>

Ausgenommen war dabei bislang das Gros der Bauten der Nachkriegsmoderne. Im Zusammenhang mit den Großwohnstrukturen war bisher kaum die Rede von Aufwertungstendenzen. Im Gegenteil: Ihr Imageverfall nahm seinen Anfang in den 1970ern und heute gelten sie vielerorts immer noch als Auffangbecken für die Verdrängten des Wohnungsmarktes.<sup>54</sup> In zentralen Lagen Berlins werden ausgewählte Wohnhochhäuser aber nunmehr zu einer attraktiven Alternative zum Altbau.<sup>55</sup> Vereinzelt wird die „Platte“ – wie der monotone Massenwohnungsbau dieser Zeit heutzutage abwertend genannt wird – zum begehrten Wohnort.<sup>56</sup> Ein Wandel aufgrund neuer Wertschätzung und Imagewechsel oder das Ergebnis pragmatischer Abwägungen, einer Entscheidung für bezahlbare Zentrumslagen um den Preis des Verzichts auf Altbaucharme? Wurde in den zurückliegenden Jahren viel gegen die unmenschliche Bauweise von Wohnhochhäusern gewettert, mehrten sich dieser Tage Stimmen, die zuversichtlicher auf die umfangreichen Bestände hoher Häuser blicken. Gleichwohl führt dies möglichenfalls dazu, dass damit letzte Standorte günstigeren

53 Vgl. Holm, A. (2010).

54 Vgl. Kraft, S. (2011): 49.; Holm, A. (2014): 22.

55 Vgl. Bührig, S. (2017).

56 „Niemand in der Platte sagt Platte zur Platte. ‚Ich kannte den Begriff nicht‘, meint Klett. ‚Wir sagten Vollkomfortwohnung, denn uns interessierte, dass warmes Wasser aus dem Hahn kam.‘ Vom ‚komplexen Wohnungsbau‘ war im offiziellen DDR-Deutsch die Rede, auf den Schildern der Expo heisst es politisch korrekt: ‚Grosssiedlung in industrieller Bauweise‘ [...]. Steht die Platte im Westen, heisst sie ‚Betonfertigteilbauweise‘ und ist in der Regel ein soziales Notstandsgebiet.“ Neue Zürcher Zeitung vom 20.01.2001.

Wohnens in der Innenstadt verschwinden.<sup>57</sup> Gerade die Bauten der Nachkriegsmoderne, mit denen die Weltkriegsnarben, die sich durch die deutsche Hauptstadt zogen, oftmals aufgefüllt wurden, sind ein Grund dafür, dass die Berliner Bevölkerung im Vergleich mit anderen europäischen Metropolen noch immer etwas weniger stark nach dem Einkommen unterschieden wohnt.

Gerade weil die beiden für dieses Forschungsvorhaben ausgesuchten Hochhaus-Ensembles aus Ost und West ein gegensätzliches Paar sind – ähnlich im Aufbau und in ihrem Innenleben doch merklich verschieden – eignen sie sich hervorragend für eine vergleichende Betrachtung. Schaut man an, was aus den hohen Häusern geworden ist, birgt dies die Möglichkeit zu erkennen, was aus ihnen werden könnte. Auf einem solchen Fundament lassen sich neue Vorstellungen über den Umgang mit den großen Beständen dieser großen Wohnbauten als auch das Wohnen und Bauen der Zukunft entwickeln. Forschungsarbeiten haben sich bereits ausführlich mit den baulichen Strukturen großer Wohnhäuser beschäftigt: Rückbau, Umbau, Weiterbau – verschiedenste Szenarien wurden durchdacht, manche auch verwirklicht.<sup>58</sup>

Zur Aufwertung weniger attraktiver Wohnlagen findet sich eine ganze Reihe von Veröffentlichungen.<sup>59</sup> Was die Großwohnstrukturen anbelangt, so gibt es zu deren Um- und Aufwertung vereinzelte erste Forschungen: Beschreibungen des Wandels hoher Häuser vermochten zu zeigen, dass auch die Wirklichkeit großer Wohnstrukturen letztlich daran hängt, wie Menschen mit ihnen umgehen und was sie aus ihnen machen.<sup>60</sup> Große Gebäude sind, so viel vorweg, nie von sich aus gut oder schlecht. Entscheidend ist,

- 57 Die durch Christiane Felscherinow auf tragische Weise berühmt gewordene Gropiusstadt soll rund 50 Jahre nach ihrer Entstehung zum Milieuschutzgebiet erklärt zu werden. Selbst in dieser peripher gelegenen Großwohnsiedlung sind steigende Mieten zu einem Problem geworden. Vgl. Haarbach, M. (2020); Breckner, I. (2015).
- 58 Vgl. das mittlerweile berühmte Umbauprojekt von Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal „Tour Bois-le-Prêtre“ in Paris. Lacaton, A. & Vassal, J.P. (2011): 110–115.
- 59 Eine Auswahl: Dangschat, J. (1988); Blasius, J. & Dangschat, J.S. (1990); Friedrichs, J. & Kecskes, R. (1996); Breckner, I. (2010).
- 60 Vgl. Harnack, M. (2014): 7f.; Bührig, S. (2017).

wie sie gebaut werden und wie ihre Bewohnerschaft sich zusammensetzt oder zusammengesetzt wird.<sup>61</sup>

In einem Wohn-Hochhaus leben viele Menschen. Viele Menschen haben auch viele Interessen. Diese können übereinstimmen, einander aber auch zuwiderlaufen. Interessen verbinden Menschen, doch sind auch sie es, an denen sie sich scheiden.<sup>62</sup> Darum drängt dort, wo viele Menschen leben, in besonderem Maße die Notwendigkeit, Mittel und Wege zu finden, um miteinander sittlich umzugehen. Das Leben im Hochhaus ist anonym, das hört man immer wieder. Doch ist das ein Problem? Oder ist dies vor dem Hintergrund der vorangestellten Überlegungen gar von Vorteil? Und zu guter Letzt: Stimmt das überhaupt? Auf welchem Wege lassen sich in den hohen Häusern die Grenzzlinien des Nachbarschaftlichen erhellen? Welche Methoden ermöglichen die Forschung an den Grenzen des Miteinanders im Wohnen?

- 61 „Größere, mehrgeschossige Gebäude sind nicht *per se* schlecht. Man muss sich aber ganz genau überlegen, wie sie gebaut werden. Wie ist die Erschließung, wo sind Räume, wo sich die Leute begegnen? Wenn man einen riesigen Turm hat, in dem sich die Leute maximal im Aufzug treffen können und sonst nichts stattfindet, dann ist das schwierig. Aber selbst da kann es funktionieren. Auch Hochhäuser in Berlin geraten nach ersten Forschungsergebnissen eines meiner Doktoranden unter Gentrifizierungsdruck, wenn sie interessant gelegen sind.“ Breckner, I. (2015).
- 62 Eine Bezugnahme auf Hannah Arendts Ausführungen über die Dingwelt, in der die Menschen miteinander sind. Vgl. Arendt, H. (2002) [1960]: 224f.